57. Jahrgang No. 266

Berliner Volks-Zeitung

Abend-Ausgabe

Donnerstag, 10. Juni 1909

John Bull, der Wasserkonstabler.

Die fällige Flottenrede in London

hielt gestern der erste Lord der Admiralität Mc. Kenna. Er führte aus, England verstehe unter der Herrschaft zur See die Macht, die Hochstraßen des Seeverkehrs offen zu halten. Es sehe die Freihaltung dieser Straßen als eine seiner ersten durch seine Stellung ihm auferlegten Pflichten an. Es dürfe vor den durch diese Pflicht hervorgerufenen schweren Lasten nicht zurückschrecken. Welche Nation habe das gleiche, historische und durch die Tatsachen der Gegenwart begründete Recht und die gleiche Pflicht, die Seepolizei auszuüben? Die Mission Englands müsse friedlich sein. Möge seine Flotte im Vergleich zu den anderen so groß wie nur möglich sein, was es im äußersten Falle mit ihr erreichen könne, würde eine Schädigung des Handels der anderen Nationen sein, und es wisse nur zu gut, daß dies eine Benachteiligung des eigenen Handels bedeuten würde, da es von dem überseeischen Handel so völlig abhängig sei wie keine andere Nation in der Welt. Wenn jemand an der Rechtmäßigkeit des englischen Anspruches zweifle, so möge er auf eine Gelegenheit hinweisen, bei der England seine Flottenmacht mißbraucht hätte. In unserer ganzen Vergangenheit ist sie ein Werkzeug des Friedens gewesen. Er vertraue daß, solange England seiner Aufgabe gewachsen sei, es nie das Recht aufgeben werde, die Freiheit und Unabhängigkeit auf der See zu schützen.

Hier wird der Versuch gemacht, die überhitzten Gemüter wenigstens etwas abzukühlen; ob es gelingen wird, ist eine andere Sache. Der Hinweis auf Englands Aufgabe, die Seepolizei zu üben, ist verfehlt. Früher bestand vielleicht diese Notwendigkeit, heute ist das nicht mehr der Fall. Besonders kühn aber ist die Behauptung, die englische Flotte sei stets ein Werkzeug des Friedens gewesen. Man denke an die barbarische viertägige Beschießung von Kopenhagen im Jahre 1807 durch Nelson — mitten im Frieden —, wobei mehrere Tausend Menschen umkamen; an die Beschießung der offenen Stadt Odessa im Krimkriege, an das Bombardement Alexandriens am 11. Juli 1882 durch Lord Seymour. Alles sehr „friedliebende" Taten!

Die Zwei-Kaiser-Begegnung.

Die schon gemeldete Mitteilung der Petersburger Telegraphenagentur erwähnt den bevorstehenden Besuch des Deutschen Kaisers beim Kaiser von Rußland in den Schären mit folgenden Worten: In diesen Tagen findet die schon früher beabsichtigte Begegnung mit dem Deutschen Kaiser statt, der nun seine Bereitwilligkeit ausgedrückt hat, der Einladung des Kaisers Nikolaus Folge zu leisten und ihn um die Mitte Juni in den finnischen Schären zu besuchen.

Der Kaiser und die Royal Dragoons.

Ein Telegramm aus London meldet: Die Offiziere des ersten Dragonerregiments, dessen Chef der Deutsche Kaiser ist, hielten gestern ihr jährliches Festmahl im Ritz-Hotel. Dabei trat folgendes Telegramm ein:

Hearty greetings to officers royal dragoons, best wishes for welfare regiment; may the royals ever prosper abroad at home! W. I. R.

(Herzliche Grüße den Offizieren der Königsdragoner und beste Wünsche für das Wohl des Regiments; mögen die Königsdragoner immer Erfolg haben, draußen wie daheim!)

Die Königs-Dragoner sind dasselbe Regiment, dessen Offiziere nach dem Bekanntwerden der Krüger-Depesche Kaiser Wilhelms II. gegen dessen im Kasino aufgehängtes Bild demonstriert hatten. Der Kaiser scheint dem Regiment diese Demonstration nunmehr verziehen zu haben.

Die preußische Verwaltungsreform.

Auf Anordnung des Kaisers soll eine Immediatkommission gebildet werden, die unter dem Vorsitz des Ministers des Innern v. Moltke die geplante Verwaltungsreform in Preußen vorzuberaten hat.

Das „wechselnde Bild".

Wie es heißt, entspricht es nicht den Tatsachen, daß für einen neuen Termin der Meineidsache Eulenburg bereits ein Zeitpunkt in Erwägung gezogen worden ist. Dagegen bestätigt es sich, daß die Staatsanwaltschaft „bemüht ist, sich jetzt ein Bild von einer eventuellen Verhandlungsfähigkeit des Fürsten zu Eulenburg zu machen, um dann ungesäumt die nötigen Anträge zu stellen". Sollte sich die Verhandlungsfähigkeit herausstellen, so wird der Fürst noch vor der Verhandlung nach Berlin überführt werden, damit die Krankheit des Angeklagten „von Gerichtsseite in ihrem so wechselnden Verlauf beobachtet werden kann".

Neugierig sind wir, was man uns etwa in sechs Monaten von der Krankheit Eulenburgs erzählen wird.

Die Telephonie ohne Draht.

Wie aus Toulon gemeldet wird, sind gestern die Versuche mit drahtloser Telephonie beendet worden. Der Kreuzer „Gaudé" erhielt von der im Arsenal befindlichen Station noch auf eine Entfernung von 166 Kilometern deutlich vernehmbare Mitteilungen. Diese Entfernung kommt der von Nizza nach Korsika gleich. Durch die Versuche ist überdies festgestellt worden, daß die drahtlose Telephonie von der atmosphärischen Elektrizität, die bei der Funkentelegraphie störend wirkt, nur in sehr geringem Maße beeinflußt wird.

Marseille, 9. Juni. Die **eingeschriebenen Seeleute** haben beschlossen, den Marineminister zu bitten, einen obersten Schiffahrtsrat zusammenzurufen, dem das Schiedsrichteramt übertragen werden und dessen Entscheidung sofort durch eine ministerielle Verordnung bestätigt werden soll.

Trauerfeier für Dr. Theodor Barth.

Die Demokratische Vereinigung feierte gestern abend das Andenken ihres Führers Dr. Theodor Barth durch eine öffentliche Versammlung in dem großen Saal der „Arminhallen" in der Kommandantenstraße, dem Saal, in dem die Demokratische Vereinigung als selbständige Partei zuerst an die Oeffentlichkeit trat, und in dem Dr. Theodor Barth oft zu der Berliner Bevölkerung gesprochen hat. Der Saal erwies sich als viel zu klein für eine solche Veranstaltung. Dicht gedrängt standen die Besucher, und viele konnten keinen Einlaß mehr finden. Auch andere Parteien und Korporationen waren vertreten, so bemerkte man die sozialdemokratischen Abgeordneten Dr. Südekum, Wolfgang Heine und Borgmann.

Oberst Gädke

eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in der er folgendes ausführte: Von dieser Stelle aus, von der so oft ein freudiger Kampfruf zu Ihnen ertönt ist, sollen diesmal andere Klänge hinausgehen. Es gilt heute der Erinnerung an einen der Besten des deutschen Volkes, von dessen Beispiele wir soeben zurückkommen und der viel zu früh gestorben ist für das Werk, das er unternommen hat. Nicht umglänzt von den Ehren und Würden der offiziellen Welt, nicht mit großem, staatlichem Pomp ist Dr. Theodor Barth zu Grabe getragen worden. Es waren nur seine Getreuen und die ihm nahestanden, die seiner schmucklosen Leichenfeier beiwohnten. Aber nach Heidelberg zogen die Herzen vieler tausender tüchtiger Männer, die um Barth sich geschart hatten und mit Barth entschlossen waren, zu streiten, und an seiner Bahre senkten sich grüßend und achtungsvoll auch die Degen jener, mit denen er in der letzten Zeit gerungen und gekämpft hatte. Es mag wohl sein, daß durch manche Reihen ein Gefühl der Erleichterung ging, als dieser von vielen gefürchtete, große, tüchtige Mann starb, und das mag vielleicht dazu beigetragen haben, daß die Nachrufe warm, beinahe herzlich lauteten, auch aus den Reihen derer, die ihm nicht nahestanden. Aus den Flammen, die sein irdisch Teil verzehrt haben, steigt für seine Anhänger jubelnd die Ueberzeugung herauf, daß das Wort Theodor Barths nicht mit ihm sterben kann, weil es nicht sterben darf, weil das deutsche Bürgertum dieses Werkes bedarf.

Dr. Rudolf Breitscheid

nahm darauf das Wort zu folgenden Ausführungen: Wenn es nicht meine Pflicht wäre, in diesem Augenblick zu Ihnen zu sprechen, so würde ich mich schwerlich entschlossen haben, jetzt schon zu versuchen, ein Lebensbild unseres verstorbenen Führers zu geben. Mir stand der Mensch zu nahe, als daß ich die Objektivität des Biographen schon aufbringen könnte. Mir und uns allen, die wir ihm näher kannten, stand der Mensch zu nahe, noch mehr als der Politiker Theodor Barth. Und wenn ein Schmerz durch unsere Reihen ging, der erste bitterste Schmerz, so galt er nicht dem Manne, der an der Spitze einer Partei stand, der ein Führer war für das deutsche Volk, auch für den Teil, der ihn nicht als Führer anerkennen wollte, er galt in erster Linie dem großen, dem prächtigen Menschen, der von uns genommen ist. Wir stehen noch betäubt von dem schweren Schlag, der uns getroffen hat, und wir hadern mit dem Geschick, das mit grausamer Roheit einen Menschen niederwarf, mit einer Roheit, die wir nicht verstehen können. Es riß einen Mann mitten aus der Bahn seines Lebens heraus, mitten aus seiner Arbeit, mitten aus seinem Schaffen. Es nahm nicht einen Müden hinweg, der sich niedergelegt hatte zur Ruhe von der Arbeit, auch nicht nahm es hinweg — wie es vielfach dargestellt wird — einen, der gerüstet und verbittert war; es nahm einen Mann, der aufrecht stand und kämpfend fiel.

Es war nicht nur das Kennzeichen seines Lebens, es war auch das Glück seines Daseins, daß er kämpfen konnte und durfte.

Jetzt steht in den Blättern und Nachrufen zu lesen, daß es eigentlich ein tragisches Leben gewesen sei, daß er eine Tragödie gelebt habe, weil er den eigentlichen großen Erfolg seines Lebens nicht gesehen habe, weil er das Ziel seiner Arbeit nicht erreicht habe, weil er das gelobte Land der Freiheit nicht einmal vom Berge aus der Ferne habe schauen dürfen. Wir aber, die wir das Glück hatten, ihm näher zu stehen, wir wissen, daß sein Leben keine Tragödie gewesen ist. Wir wissen, daß es ein Leben war voller Glück und Befriedigung. Voller Glück am häuslichen Herde, wo eine Frau neben ihm stand, die in allen politischen Kämpfen an seiner Seite war, verstehend, ihn begeisternd, eine Frau, die wir glücklich genug sind, auch zu unseren Mitkämpferinnen zählen zu dürfen. Wir wissen, daß es ein Leben voller Befriedigung war, weil mehr als der äußere Erfolg das Bewußtsein Befriedigung verleihen kann, für ein großes Ziel seine Kraft einzusetzen. Wie oft hat uns Theodor Barth auf dieses Glück hingewiesen und dieses Glück gepriesen als einen der schönsten und höchsten Glückszustände, daß er Opfer bringen durfte für ein großes Ziel und seine ganze Person einsetzen durfte für eine große Sache!

Wenn die Politik, wie man uns neuerdings lehrt, die Kunst ist, auf allerlei Schleichwegen und unter fortwährendem Verzicht auf vordem so laut proklamierte Grundsätze, dem Gegner hier und da ein Zugeständnis abzuschmeicheln, das dann als ein großer Erfolg hinausposaunt wird, so war Theodor Barth kei Politiker. Wenn aber Politik treiben heißt, sich ein großes Ziel setzen und alles tun und kein Opfer scheuen, und sein ganzes Selbst und Ich daran setzen, dieses Ziel zu erreichen, dann gehörte Theodor Barth zu den größten der Großen, die wir im Deutschen Reich gehabt haben. In jenem Artikel, den er im Jahre 1884 in der „Nation" veröffentlichte, als der kleinlich haßende Bismarck beim Tode Laskers irgendeine amtliche Beteiligung an dem Leichenbegängnisse Laskers verbot, da schrieb Barth selbst die Worte, die uns auch heute noch als Mahnung und Warnung gelten können, und die da zeigen, wieweit er entfernt war, das Glück des Politikers nur darin zu sehen, daß er kleinere und größere Augenblickserfolge erzielt:

„Je mehr die liberalen Volksvertreter ihre Pflicht und Schuldigkeit tun, um so größer ist ihre Aussicht, von den Machthabern verfolgt, von der offiziösen Presse beschimpft und vielleicht auch von der beweglichen Menge verlassen zu werden. Eine Entschädigung für ihre Mühen und Sorgen haben sie einstweilen nur in jenem hohen Reiz zu finden, der darin besteht, für seine Ueberzeugung mannhaft einzutreten."

Das war der Grundgedanke, von dem aus Barth Politik trieb, und der ihn in den letzten Jahren seines Lebens zwang, gegen ehemalige Freunde ins Feld zu ziehen, gegen die Blockpolitiker und gegen diejenigen Liberalen, denen das Bewußtsein, ihre Pflicht zu erfüllen, nicht mehr als Entschädigung und Lohn für ihre Mühen genügt, die vielleicht sich gar nicht mehr mühen wollen, sondern glauben, in der Hingebung an den Stärkeren etwas zu erreichen.

Barth glaubte an die Menschheit und an die bessere Zukunft, er war der große Idealist, und er besaß auch den Optimismus, der ein notwendiger Bestandteil der Charaktereigenschaften eines politischen Führers sein muß. Ich erinnere mich daran, wie er an dem letzten Abend, an dem er einen größeren Kreis seiner Freunde um sich gesammelt hatte, und an dem der Kampf gegen das persönliche Regiment besprochen wurde, mit blitzenden Augen versicherte, er sei überzeugt davon, daß uns nur zwei oder drei Jahre von dem Augenblick trennten, wo auch in Deutschland das parlamentarische System eingezogen sein werde. Wir anderen zweifelten und zweifeln auch jetzt noch daran, aber wir wissen, daß dieser feste Glaube an den Sieg der guten Ideen dasjenige war, was ihm die Kraft verlieh für den Kampf, was ihm die Betriebigung gewährte und keinen Groll und keine Verbitterung in ihm aufkommen lassen konnte. Mit dieser großen Hoffnungsfreudigkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hatte, war Barth auch in seinen ersten politischen Kampf hineingezogen.

Man hat Barth wegen seiner gerechten Würdigung der Vorzüge anderer Staaten einen „Agenten des Auslandes" genannt. Dies ist ein völlig ungerechter, unhaltbarer Vorwurf. Aus seiner Liebe zum deutschen Volke heraus wünschte er, daß die guten demokratischen Einrichtungen der angelsächsischen Staaten auch in Deutschland Eingang fänden und im Interesse des deutschen Volkes wirkte er für den Volkfrieden mit größerem Erfolge als viele bezahlte Diplomaten. Sein Kampf für den Freihandel war auch in erster Linie von dem Streben diktiert, die trennenden Schranken zwischen den Völkern der Erde niederzureißen. Barths starkes Gerechtigkeitsgefühl, sein Wort: In der Politik ist es schlimmer, Unrecht zu dulden als Unrecht zu tun, veranlaßte ihn auch, sich an die Spitze aller Bewegungen zu stellen, die den Bedrängten zu Hilfe kamen, auch wenn diese Bewegungen noch so unpopulär waren. So nahm er auch den Kampf auf gegen den scheußlichen Auswuchs unseres deutschen Chauvinismus, den Antisemitismus, und so trat er ein für die politischen Rechte der Frauen.

Wenn sich hier und dort Blätter finden, die meinen, Theodor Barth hätte denen näher gestanden, von denen er sich trennte, als uns, so haben wir dafür nur ein gelindes Lächeln der Verachtung. Wir wissen, was er uns gewesen ist und wir empfinden seinen Tod, als wenn uns ein Vater geraubt worden wäre, ein Vater und Führer im Kampf, der niemals zu ersetzen sein wird. Niemals werden wir einen finden, der mit ähnlicher Tapferkeit, Unerschrockenheit und mit gleich umfassendem Wissen den politischen Kampf zu führen vermag.

Für den besten Freiheitshelden gibt es keinen besseren Dank als unsere Taten, für ihn keine bessere Anerkennung, als daß wir in seinem Sinne und Geiste arbeiten. Das gilt nicht nur für den Rahmen einer Partei. Jeder, in welcher Partei er auch stehen möge, dem es ernst ist um die Demokratie, ernst ist, Opfer zu bringen für diese heilige Sache, der sein Ich für diese Sache einsetzt, der arbeitet im Barthschen Sinne, wo immer er auch stehen möge. Da mag hier oder da eine Form zerbrechen, der Geist hat in uns allen zu leben. Der Geist, den uns unser großer Führer hinterlassen hat.

* * *

Zur Verlesung kam hierauf folgendes von dem Reichstagsabgeordneten Dr. Potthoff eingegangene Telegramm:

„Feuer war dein Geist auf Erden,
Feuer mußt' der Leib nun werden.
Was dir heilig war und teuer,
Wirk' in uns als zündend Feuer.
Für den besten Freiheitshelden
Dürfen Dank nur Taten melden."

Frau Minna Cauer

würdigte darauf in einer kurzen Ansprache die Verdienste Theodor Barths um die politische Frauenbewegung in Deutschland. Er habe sich mit seiner ganzen Kraft als erster in den Kampf für die politischen Rechte der Frauen gestellt; auch die Frauenbewegung verliere in ihm einen der besten Kämpfer.

Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete

Wolfgang Heine

führte sodann folgendes aus:

Als am vorigen Sonntag der Verewigte in Heidelberg bestattet wurde, da war es mir nicht möglich, an sein Grab zu eilen. Um so dankbarer bin ich, den Veranstaltern dieser Feier, daß sie mir Gelegenheit geben, hier Bekenntnis abzulegen, ich als Sozialdemokrat für den Mann der anderen Partei, den ich verehrt und geliebt habe. Ich weiß, daß weite Kreise meiner Parteigenossen so empfinden wie ich und daß ich auch in ihrem Namen sprechen kann. Nur kurze Zeit ist es mir persönlich vergönnt gewesen, im Reichstag neben ihm und mit ihm kämpfen zu dürfen bei den Kämpfen gegen den Zolltarif. Damals war es Dr. Barth, dessen Leitung es dahin brachte, daß die Führung des Kampfes für die Freiheit überging von dem angeblich radikalen Flügel des Freisinns auf den angeblich gemäßigten Flügel. Barth war es, in dem sich die geistige Kraft der Opposition konzentrierte. O, wer sich dieser Tage erinnert, der hat etwas unvergeßliches für das Leben! Wer da weiß, wie Barth damals sprach: kurz, knapp, immer treffend seine Pfeile, und wenn die Wogen des Kampfes so hoch gingen — Sie erinnern sich ja der wilden Szenen, die damals das Haus durchtosten! — da stand Barth dabei ruhig, und je wilder die Sache ging, um so ruhiger war er. Dann zuckte über sein Gesicht dieses charakteristische Lächeln und seine Augen blitzten vor Kampfesfreudigkeit. Keiner beherrschte die parlamentarischen Formen mehr wie er. Er wußte ganz gut, was sie bedeuten, als ein unentbehrliches Mittel für die Arbeit in einer so großen Versammlung, aber nicht einen Augenblick zögerte Barth, diese Formen beiseite zu werfen, wo das große Ziel es nötig machte.

Er ist unser Gegner gewesen, wir hörten, wie er früher den Sozialismus bekämpfte und ich glaube, in seinem innersten Herzen ist er vielleicht bis zu seinem Tode ein viel lebhafterer Gegner der sozialistischen Idee gewesen als er er gesagt hat bei den politischen Konstellationen der letzten Jahre. Aber uns Sozialdemokraten, die wir ihn als Menschen, als kämpfenden Politiker kennen, verschlägt das nichts. Die Größe dieses Mannes muß uns verständlich sein auch über die trennenden Schranken der Parteiunterschiede hinaus. Und doch ist uns so vieles mit ihm gemein gewesen. Er hatte den Grundsatz: Lieber ein gutes Koalitionsrecht als ein freies Vereins- und Versammlungsrecht, als so manche dieser kleinlichen sozialpolitischen Gesetze und Gesetzchen, die die verbündeten Regierungen durchdringen, und ihre Verordnungen. Das ist auch der deutschen Arbeiterbewegung aus der Seele gesprochen, das ist der unverzichtbare Gedanke, der in dem Worte vom freien Spiel der Kräfte liegt, daß geistige Bewegungen nicht gefördert werden können von oben her, und daß auch das Verlangen der Arbeiterklasse nach Freiheit, nach Licht, nach Teilnahme an den Gütern der Kultur in erster Linie von ihr selber erkämpft werden muß im freien Spiel der Kräfte und im freien Ringen mit den entgegenstehenden Kräften. Darum steht die Sozialdemokratie dieser Auffassung gar nicht so fern.

Noch ein weiteres eint uns, das denselben Gedanken betrifft. Wie vergiften das politische Leben in Deutschland nicht dadurch, daß verschiedene Parteien verschiedenes für förderlich halten für das Deutsche Reich und das deutsche Volk, sondern dadurch, daß die Parteien, die die Gewalt haben, jeden, der anders denkt, der zum Volk hält, verfemen und ächten und ihm die Ehre rauben. Und das ist etwas, was Barth nie mitgemacht hat. Gegen diesen Kampf gegen die Freiheit der Ueberzeugung hat er sich vor allen Dingen aufgelehnt. Es kann die Gesellschaft, der Staat nur gedeihen und vorwärts kommen, wenn nicht die eine oder die andere Richtung als die erlaubte und jeweils gestattete angesehen wird, sondern wenn jeder Gedankengang, jede Ueberzeugung die Möglichkeit hat, sich zu betätigen im freien Spiel der geistigen Kräfte, im freien